

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 13 (1937)
Heft: 6

Artikel: Zufall, das neue Fieber [Fortsetzung]
Autor: Kellenberger, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-751610>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zufall, das neue Fieber

VON CARL WALTER KELLENBERGER

1. Fortsetzung

U. St. zog statt einer Antwort die Abendausgabe des San Francisco Chronicle aus der Tasche und zeigte Mr. Blinn den Bericht über seine Aussagen in der Polizeizeitung des 4. Distrikts von San Francisco zu einer Zeit, da der Tagzug bereits fünfzig Meilen vom Goldenen Tor entfernt war. «Und daß ich nicht mit dem Flugzeug oder per Auto hergekommen bin, werden Sie auf verschiedene Arten feststellen können, zum Beispiel durch Anrufe bei Dr. Falk und bei Jimmie Hutchinson, die auf dem gleichen Zug waren.»

Mr. Blinn stand auf und drückte U. St. die Hand. Es war ein seltsamer, warmer Ton in seiner Stimme, als er sagte: «Danke dem Zufall dafür, daß er dich vor diesem gemeinen Anschlag auf deine Freiheit bewahrt hat», und zu den andern beiden: «Meine Herren, wir können fortfahren mit dem Verhör der Angestellten, die wir noch nicht einvernommen haben. Herr St. wird uns dabei behilflich sein. Er hat ja bereits seine Befähigung für Polizeiarbeit gezeigt.»

Wer die amerikanische Kriminal- und Gerichtspraxis kennt, zweifelt nicht daran, daß U. St. zu mehreren Jahren Gefängnis verurteilt worden wäre, wenn er die Nacht des Verbrechens in der Sägerei zugebracht hätte. Niemals hätte den Geschworenen das Alibi genügt, daß er die ganze Nacht friedlich geschlafen hätte. Die Polizeibehörden, die sich nur dadurch in Amt und Ehren halten können, daß sie für jede Untat einen Schuldigen zur Strecke bringen, hätten die Indizien des Schraubenziehers und der Fingerabdrücke voll ausgewertet, auch seine Mitwisserschaft des Tresorgeheimnisses wäre verhängnisvoll für ihn gewesen. Mit diesen Umständen hatte der wirkliche Täter gerechnet und U. St. in das Haus «zur gesiebten Luft» befördern wollen.

Wie U. St. zu seinem Bericht noch hinzufügte, ist der Fall nie aufgeklärt worden, aber vier Monate später hat einer der ärgsten Neider St.s das Sägewerk verlassen, um nie wieder gesehen zu werden.

Henriette.

Der Zufall arbeitet nicht selten mit Mitteln, die man als kitschig bezeichnen könnte. Es hat dann den Anschein, als ob die Mächte des Zufalls sich in die billigen Kostüme des Melodramas kleiden, um der Gefahr, ernstgenommen zu werden, zu entgehen. Als ich die Geschichte des englischen Ingenieurs J. H. hörte, fror es mich innerlich, weil diese Absicht mit so grotesker Deutlichkeit hervortrat.

J. H. war im Jahre 1926 auf einem englischen Rennplatz der Tochter eines schottischen Obersten und einer Russin vorgestellt worden. Vera war außerordentlich schön, wie es bei solchen Mischungen oft der Fall ist. J. H. hatte damals eine bedeutende Stelle bei einer der großen Automobilfabriken Englands, und sein Leben verlief in solch geordneten Bahnen, daß er alle Mäße zu haben schien, diese Frau noch besser kennenzulernen. Im Oktober des gleichen Jahres heiratete er sie, ohne daß er bis dahin in das Geheimnis ihres Wesens eingedrungen wäre. Veras charakteristische Haltung war eine abgrundtiefe Verachtung für alles, was Charakter war. Wie J. H. sich später erinnerte, hatte sie einmal gelesen oder beobachtet, daß Fanatiker und ausgesprochene «Charaktere» nie ebenmäßig schön sind, worauf sie bewußt begonnen haben mußte, jede Äußerung ihres Wesens, die man nachträglich irgendeiner deutlichen Charaktereigenschaft hätte zuschreiben können, zu vermeiden. J. H. legte es sich wenigstens so aus, er wollte seine Frau im besten Licht sehen.

Der Gedanke, neben einer wechselweise wildfremden und blutnahen Frau sein ganzes Leben verbringen zu müssen, schnürte ihm aber doch zuweilen die Kehle zu. Vera konnte unglaublich nett sein, sie konnte leidenschaftlich und gleichgültig sein, aber auf jeden Fall trat sie nie vorbehaltlos aus ihrem Hinterhalt heraus. J. H.

fragte sie einmal, ob sie nur ihn mit halbgeschlossenen Augen betrachtete oder das ganze Leben. Spätere Ereignisse gaben der zweiten Annahme recht, nämlich daß Vera geduckt auf etwas außerhalb J. H.s wartete. Ich habe früher über die durchaus katzenhaften Frauen gelacht, aber als J. H. von seiner Frau erzählte, spürte ich an meiner eigenen Hand den langsamen Zug einer Katzenzunge.

Im Januar 1927 verabschiedete J. H. sich von Vera auf dem Quai in Dover, um seine zweite größere Inspektionsreise anzutreten. Es war seine Aufgabe, die ausländischen Niederlassungen der Automobilfabrik zu besuchen, um festzustellen, wie und mit welchen Leuten dort gearbeitet wurde. Man hatte J. H. schon zwei Jahre vorher einmal versuchsweise für diese Arbeit verwendet, und er war mit wertvollen Beobachtungen und Anregungen aus Frankreich und Spanien zurückgekehrt. Als Vera ihn zum letztenmal küßte, sah er, daß sie es mit weit aufgerissenen Augen tat, was ebensogut Ausdruck vollkommener Abwesenheit als Angst um den Scheidenden bedeuten konnte. Man kann in solchen Situationen nicht viel anderes tun, als was J. H. tat; er klopfte Vera einige Male ermutigend auf den Rücken, sagte, daß die vier Monate doch bald wieder vorbei sein würden, gab ihr einen letzten saloppen Kuß, der die ersten Gefühle übertrumpfen sollte, und bestieg bei glänzendem Wetter das Kanalboot. Vera lächelte ein wenig, als das Schiff vom Quai wegzugeliehe, sie winkte eigentlich immer zwischen seinen eigenen Winkereien, und daß es nicht zusammen geschah, war der Gedankenschaum, der sich noch einige Minuten an der Oberfläche behauptete, nachdem seine Frau bereits in der Tiefe der Entfernung versunken war.

J. H. fuhr von Calais nach Paris und mit dem Süd-Express, der damals noch Fahrpläne und Bahnhöfe schmückte, nach Madrid. Zwei Wochen später ist er in Barcelona in einem Hotel am Paseo de Gracia. Das spanische Geschäft geht ordentlich gut, der vor zwei Jahren durch J. H. als Filialleiter vorgeschlagene Marquis Fernando de Casa Cordoba ist die Gastfreundschaft selbst und zeigt nach gemeinschaftlicher Tagesarbeit dem englischen Gast die Schönheiten Barcelonas. An einem Abend speisen die beiden zusammen im Restaurant de Catalunya, es wird ein durchsichtiger Valdepeno getrunken, Don Fernando erzählt jene Art von Frauengeschichten, die in Spanien zwischen Männern üblich sind. Der Kellner, eine Persönlichkeit von Ansehen und Mitteln, wird nicht selten von Don Fernando als Zeuge angerufen, denn die Anfänge und Enden vieler dieser Geschichten spielen im selben Restaurant.

Am nächsten Tag sitzt J. H., dem es in der weltlich-satten Atmosphäre dieses Hauses gefallen hat, wieder dort und trinkt einen Jerez. Er hat sich gerade so gesetzt, daß man ihn vom Telefon, neben dem Büfett, sehen muß, was er als die erste Machenschaft des maskierten Croupiers Z. bezeichnet. Denn nach einer Weile, es ist 7 Uhr, kommt der Kellner auf ihn zu und sagt, Don Fernando habe soeben telephonierte, er erwarte den Freund um halb zehn Uhr im Kabarett Excelsior. (Es stellte sich erst mehrere Stunden später heraus, daß Don Fernando dem Kellner durchs Telefon gesagt hatte, er möge «seinem Freund» bestellen, er erwarte ihn . . . usw. Dabei saß aber ein anderer intimer Freund Don Fernandos — und diesen hatte er mit seinem Auftrag gemeint — in einer etwas dunklen Ecke, die von einem anderen Kellner bedient wurde.) Durch ein Mißverständnis geschah es also, daß J. H. um neunviertel Uhr das Erdgeschoss des Kabarett Excelsior betrat, um dort auf Tod und Glück zu warten. Auf andere Art gesagt: Der Zufall legte mit der Gebärde eines billig inszenierten Mißverständnisses seinen Rechen quer über J. H.s Weg.

Im Excelsior wartete J. H. vergebens auf Don Fernando, weil dieser mit seinem spanischen Freund im Vorzimmer Billard spielte. Daß die beiden Spanier sich trotz des Mißverständnisses gefunden hatten, kam daher, daß

der Kellner, der J. H. den telephonischen Auftrag ausgerichtet hatte, nachher den andern Freund Don Fernandos entdeckte und ihm sagte, Don F. habe vielleicht nicht den Engländer gemeint. Es wäre vielleicht gut, wenn Senor Perra auch ins Excelsior ginge. Dieser dankte für die Aufmerksamkeit und ging ins Excelsior, wo er ein Spiel für sich selbst begann, als Don F. auf sich warten ließ. Als Don F. endlich kam, unterließ er es aus Vergeßlichkeit oder weil er den Anfang des Wertstreits keinen Augenblick mehr hinauschieben wollte, Don F. etwas davon zu sagen, daß vielleicht ein anderer wichtiger Freund im Saal auf ihn warte.

J. H. hatte sich an einem kleinen Tisch auf der Estrade niedergelassen und einen Whisky-Soda bestellt. Der Kellner schaute ihn mit Kennerblick einmal an und entschied sich dann, die Whiskyflasche auf dem Tisch des Fremden zu lassen. Er hatte damit schon Riesenerfolge erzielt, denn nicht wahr, man fühlt sich durch das so bewiesene Vertrauen eines in allen Wassern gewaschenen Kellners geschmeichelt, man dankt ihm dafür, daß er gewissermaßen auf diese Weise sagt: «Bedienen Sie sich, Sie sind hier zu Hause, Sie gefallen uns!»

Es wurde viel getanzt und geflirtet in diesem von Musik durchrauschten und von farbigen Strahlen durchzuckten Raum mit seinen vielen Nischen und Frauen. Als J. H. seinen dritten Whisky einschenkte, spürte er wie im voraus das Herannahen einer Frau, die zu niemand anders kommen konnte als zu ihm. So sagt J. H. heute. Er behauptet, es sei keine nachträgliche Einbildung, in solchen Momenten schicke das Schicksal ein aufdringliches Parfüm voraus. Das Parfüm der Frau, die sich nach kurzem Nicken zu ihm setzte, war jedoch eines der erlesensten, das er je genossen hatte, es zitterte ihm durch alle Knochen. Sie schaute ihn zwischen Stehen und Sitzen mit einem dunklen Blick an, der an J. H. nicht einfach abprallte, sondern einen kleinen Eindruck hinterließ und dann zu Boden fiel. Alles was sie tat, war angefüllt mit der Bedeutung des Fatalen. Man würde J. H. beleidigen, wenn man zweifelte an seiner Auslegung dieser feinsten Schattierungen des Unerfaßlichen. So stieß sie durch eine unabsichtliche Bewegung beim Drehen des Stuhles an die große Getränkekarte, diese fiel aber nicht einfach zu Boden, sondern legte sich einen Augenblick lang dachartig über den Fuß des Engländers.

J. H. betrachtete die fremde Frau, so oft er es unbeobachtet tun konnte. Sie hatte schon auf den ersten Blick etwas Bacchantisches an sich, wenn auch die einzelnen Züge durchaus normal und gut gestaltet waren. Ihr Haar war dunkelbraun und weder gekräuselt noch lockig, sondern einfach von jener eleganten Wildheit, die gewisse Frauen immer so aussehen läßt, als hätten sie sich soeben den Armen eines Waldgottes entwunden. Auf Kinn und Hals lagen die Schimmer der Jugend und der Vollkommenheit, aber um die Lippen spielte ein Zug müder Grausamkeit. Die Augen endlich konnten nur einer von Rauschgiften Besessenen gehören, obwohl sie sogar dann verwirrend schön waren, wenn sie wie tote Gewehr-mündungen in die Ferne starrten.

Als der Kellner kam, bestellte sie in französischer Sprache einen Porto Flip, sah dann aber die Whiskyflasche und besann sich anders. «Sans Soda», sagte sie zum Kellner mit einer etwas heiseren Stimme, und dann ein ungeduldiges «Eh bien?» als der Befrachte nicht gleich das Glas holen ging.

J. H. mischte sich, wie es ihm vorbestimmt war, ein. «Verzeihen Sie bitte meine Bemerkung», sagte er, «aber der Kellner ist eigentlich zu begreifen, ich an seiner Stelle hätte sogar versucht, Ihnen ein besseres Getränk zu empfehlen als unverdünnten Whisky. Schmeckt er Ihnen so gut?»

Es dauerte eine Weile, bis sie ihm antwortete: «Ach, was wissen denn Sie von Whisky, Sie unerschütterlicher Englishman, Sie trinken ihn ja wie Zuckerwasser, ich trinke ihn wie Gift, bewußt trinke ich ihn wie Gift!» Ihre Stimme hatte sich dabei so eigentümlich traurig

gefärbt, daß J. H. keine Zweifel mehr über ihr furchtbares Laster zulassen konnte. Sie war höchst wahrscheinlich schon im dritten Kokain-Stadium. Und doch ging der nüchterne Engländer nun nicht seines Weges, sondern eignete sich mehr und mehr die Gesellschaft dieser Frau an.

Einmal tanzte er mit ihr, und er kam aufgewühlt zu seinem Tisch zurück. Sie hatte sich beim Tanzen von ihm ziehen lassen, um aber scharf vor dem Ende jedes Taktes ihre Glieder wie unter dem Druck einer Feder an ihn schmeilen zu lassen. Sie kam dabei nie zu spät, wenn sie auch aus jeder halben Note eine Verführung zu machen versuchte. Nachdem sie zwei Whiskys getrunken hatte, redete J. H. ihr zu, sie möge doch auf diesem Weg nicht weitergehen, er finde sie wundervoll und möchte einen schönen Abend mit ihr verbringen. Worauf sie ihn mit großen Augen ansah und offen lachend fragte: «Was meinen Sie denn überhaupt, mein Herr? Glauben Sie, ich stehe Ihnen einfach zur Verfügung?» J. H. war von diesen Worten nicht wenig betroffen, denn sie sprach sie in Ton und Akzent mit so viel Beherrschung aus, daß er sich plötzlich einer Dame der besten Welt gegenüber wähnte.

Die nächsten Minuten brachten allerdings andere Ueber-raschungen. Die rätselhafte Frau hatte sich nicht nur den dritten Whisky eingeschenkt, sondern auch durch Lächeln und Zeichen einen fremden Tanzpartner an den Tisch befohlen, dem sie nun zum Tanz folgte. Sie kam mit treffenden Bemerkungen über ihren Partner zurück an den Tisch, tanzte aber gleich nachher mit einem Dritten und einem Vierten. Ihre Betrunktheit machte sich nach und nach bemerkbar. Bald wollte sie ihr Glas zum fünften Mal füllen, es war inzwischen zwei Uhr geworden, als J. H. ihr verbieten wollte, mehr von diesem brutalen Feuerwasser zu trinken. Da begann sie grausam zu werden und kratzte seine Hand blutig, als er ihr die Flasche entwand, und zwar tat sie dies mit einem genießerischen Blick in sein Gesicht. Dann forderte sie ihn mit immer lauter werdender Stimme auf, mit ihr ins Kabarett «Villa Rosa» zu gehen, das um drei Uhr morgens seine Pforten öffnete. J. H. wollte nichts davon wissen, aber die Bacchantin wurde immer zügelloser, schlug auf den Tisch und gebärdete sich so auffallend, daß J. H. sich zu der einen oder anderen Taktik entschließen mußte. Er sah das Elend hinter ihrer Verworfenheit, er ahnte die Katastrophe, aus der diese Verworfenheit gekommen war, er war in einer alles verstehenden und verzeihenden Stimmung. Henriette, so nannte sie sich, amüsierte sich zwar sichtlich an der Verwirrung, in der ihr Opfer sich befand. Aber das gehörte eben zur ganzen Verrücktheit, sagte sich J. H., und in diesem Augenblick kam auch Don Fernando und erkannte die schwierige Lage, in der sein englischer Freund schwebte. Er sagte auf englisch: «Kommen Sie, diese Frau ist sehr gefährlich, sie macht seit drei Wochen das ganze Haus unsicher, gestern ist sie auf einen Tisch

gestiegen und hat vor zwei amerikanischen Ehepaaren mit hochgezogenen Röcken getanzt, ein Offizier hat sich ihretwegen bereits erschossen —.» Henriette fiel ihm in gutem Englisch in die Rede: «Sogar zwei Dummköpfe werden mich nicht davon abhalten, ins Villa Rosa zu gehen», und spülte die letzte Hälfte ihres fünften Glases Johnnie Walker hinunter.

J. H. sagte kurz zu Don Fernando, daß er diese Frau unter keinen Umständen so hier zurücklassen wolle, sondern es für seine Pflicht halte, sie nach Hause zu bringen. «Ich bitte Sie inständig, lieber Freund, tun Sie es nicht, die Frau ist lebensgefährlich», sagte Don Fernando wieder. J. H. lächelte resigniert und Henriette lächelte triumphierend, und im nächsten Augenblick schlug sie kreischend auf den Tisch, Gläser klirrten, die Frau stand auf und wollte J. H. auf das Tanzforum führen. Aber da hob er sie unter den Augen Don Fernandos plötzlich auf seine Arme und trug sie trotz wildsten Widerstandes in das wartende Mietauto. Don Fernando schloß die Wagentüre hinter ihnen und blieb furchtbar fludhend auf dem Randstein stehen, als der Wagen bereits weggefahren war.

Der Engländer hat Henriette, die Frau eines in Frankreich und England bekannten Renastalldirektors, in ihre Wohnung gebracht, nachdem er ihr im Taxi ins Gesicht gesagt hat, daß sie schlussendlich ein ganz gewöhnliches Frauenzimmer sei, das er nie mehr zu sehen wünsche. Sie hat ihm noch im Wagen schluchzend erzählt, daß sie von ihrem Mann in Paris weggelaufen sei, weil sie es in seinem satten Leben nicht mehr ausgehalten habe, sondern den Glanz und Schmerz eines unsicheren Daseins spüren wollte. Sie habe dann den Schritt nach zwei Monaten eines bitter enttäuschenden Lebens ohne Schranken bereut, aber es sei zu spät gewesen.

Sie sagte ihm ihre Adresse und bewog ihn, in die Wohnung hinaufzukommen. Obwohl ihn etwas warnte, ging er mit ihr. Ohne den Hut abzunehmen, setzte sie sich auf das breite Bett und weinte in ihre Hände hinein. Er schaute sich unsicher in diesem reich ausgestatteten Zimmer um, als ihn mit einem Schlag eine ungeheure Müdigkeit überfiel, die ihn auf das Bett hinunterdrückte. Er hätte ebenso gut nie mehr erwachen können.

Erst als er von kalten Blutegeln träumte, öffnete er die Augen und startete auf Henriette, wie sie aus der Nachtschublad eine Revolver zog, um ihn auf J. H. zu richten. Bei einer nüchternen Frau hätte er vielleicht sagen können: «Ja, Sie haben recht, ich bin ein wertloser Mensch, machen Sie einen Leichnam aus mir.» Aber das ging hier nicht. Hier konnte nur Schnelligkeit helfen. Es gelang ihm, ihr zuvorkommen. Es war ein schwerer Kampf, denn er wollte die Frau nicht verletzen, und doch hatte sie die Kraft einer Wahnsinnigen. J. H. kam früh am Morgen mit zerkratzttem Gesicht, zerbissenen Händen

und zerrissener Krawatte ins Hotel, nachdem er den Taxichauffeur zuerst in die Halle geschickt hatte, um einen Augenblick zu erspähen, daß er nicht zu viel Aufsehen erregen würde.

J. H. brachte der Frau, die ihn fast getötet hatte, um sich ihm vielleicht auf dem Gang ins Jenseits anzuschließen, einen Strauß weißer Rosen und lud sie zum Abendessen im Ritz ein. Er behandelte Henriette wie eine Halbschwester aus vornehmen Hause. Er nahm sie mit zu einer Dampferfahrt nach den Balearen. In zehn Tagen brachte er sie dazu, mit ihm nach Paris zu fahren. Von diesem Augenblick an überwachte er sie ständig. Er half ihr packen und ließ das Gepäck an die Bahn bringen. Die Fahrt nach Paris war ein glückliches Erlebnis, denn J. H. hütete sich, sie jetzt schon zur Enthaltbarkeit bekehren zu wollen.

In Paris fuhr er mit ihr an die Avenue Kleber in ihre Wohnung. Der Rennstalldirektor war abwesend, das Dienstmädchen wußte zuerst nicht, ob es aufmachen sollte. Die beiden Eindringlinge warteten bis spät nachts. Als Lamont kam, begrüßte J. H. ihn in englischer Sprache, und der tiefe Ernst des unbekannteren Engländers machte auf Lamont einen gewissen Eindruck. J. H. gab ihm seine Karte und sagte, er habe Henriette mitgebracht. Lamont schwenkte mühsam lächelnd die Hände mit den Flächen nach auswärts. Aber als J. H. das Haus verließ, blieb Henriette dort. Mehr konnte er ja nicht tun. Das übrige war Lamonts Sache.

Bis hierher wäre das Erlebnis J. H.'s nichts anderes als eine ziemlich romantische, wenn auch erschütternde Reise-Episode gewesen. Aber das alles gehörte schon zum Tele-gramm, das ihn zwei Tage später in Paris erreichte. Es war von seiner Frau. «Trete sofort mit deiner Bank in Verbindung.» J. H. begab sich unverzüglich in sein Hotelzimmer und verlangte Girard 4196 London. Als die Verbindung hergestellt war, ließ er sich mit dem Direktor der Bank verbinden. Dieser fing in einem sehr formellen Ton an: «Mein lieber J. H., wir wissen nicht recht, worum es sich bei Ihrem Scheck auf 3500 Pfund handelt. Ihre Frau war gestern hier, sie bestand auf sofortiger Auszahlung der Summe, während Ihr Konto bei uns nur noch ein Guthaben von 2900 Pfund aufwies. Frau H. sagte, Sie hätten gestern eine Ueberweisung an uns gemacht, um den Fehlbetrag zu decken, worauf wir in Anbetracht unserer guten Beziehungen die Zahlung leisteten. Leider ist aber noch keine Deckung von Ihnen eingetroffen. — Sagen Sie mir, mein lieber H., ist da alles in Ordnung?» Während dieser Worte war J. H.'s Mund ausgetrocknet und die Lunge zu einem armseligen ungenügenden Blasbalg zusammengeschrimpt. Mit Mühe nur brachte er die Antwort heraus: «Nein, es kann nicht in Ordnung sein. Bitte tun Sie nichts, bis ich übermorgen nach London komme. Sie dürfen sich auf mich verlassen.

Farrèr Bern

Ziehung

Haupttreffer:

Fr. 100,000

50,000

2x 10,000

5x 5,000

10x 1,000

20x 500 usw.

Lospreis nur Fr. 5.-

Ganze Serie Fr. 50.-



LOTTERIE Schweizerhaus PARIS

ASCOOP

Laupenstr. 9, Bern, Tel. 21.346, Postscheck III 6226, Rückporto 40 Ct. Ziehungsliste 30 Ct

Der Losverkauf ist nur in und nach den Kantonen Freiburg, Genf, Ob- und Nidwalden, St. Gallen, Schaffhausen, Tessin, Uri, Waadt und Wallis gestattet.

daß ich den Schaden decken werde.» Dabei wußte J. H., daß er über die fehlenden 600 Pfund nicht verfügte und zudem noch 300 Pfund für dringende Zahlungen benötigte.

Als er in London eintraf, empfing Vera ihn mit einem Blick, der eine einzige lauernde Frage war. Sie sagte im Auto: «Ich mußte das Geld unbedingt haben.» Es fehlte nur noch der Nachsatz: «Frag' mich nicht wozu.»

«Und da hast du ganz einfach meinen Namen auf einen Scheck gesetzt, also Scheckfälschung begangen?» fragte er langsam und deutlich. «Daß ich deinen Namen auf deinen Scheck gesetzt habe, kann doch kein Verbrechen sein. Sei doch vernünftig!» Sie lehnte sich resigniert in das Auto zurück und schaute zum Fenster hinaus, während ihre Mundwinkel zuckten. Diese Scheckfälschung war noch lange nicht das Schlimmste, wußte J. H. auf einmal.

Die nächsten Tage waren ein Alptraum für ihn. Er bekam nicht heraus, wie Vera das Geld verwendet hatte, aber er begann immer deutlicher zu sehen, daß sie sich unter Qualen wand, von denen sie ihm nichts sagen durfte. Am sechsten Tag überraschte er sie in der Garage beim Genuß des Rauschgiftes, dem sie verfallen war. Daß eine Bande von Vampiren dahintersteckte, die Vera das Gift zu Erpresserpreisen verkauften, war eine naheliegende Folgerung für ihn.

Die Bank hatte J. H. drei Wochen Zeit gegeben, um für den fehlenden Betrag Deckung zu verschaffen. Dies war ein außerordentliches Zugeständnis, denn die Handhabung der gesetzlichen Verordnungen über das Scheckwesen muß zum Schutze aller unerbittlich sein. Wenn es ihm nicht gelang, die 600 Pfund zu beschaffen, war er, der seine Frau nicht der Scheckfälschung bezichtigte und sich die Hände in Unschuld waschen konnte, verloren. Schon waren zwei Wochen dieser letzten Frist verstrichen, und seine Bemühungen hatten noch zu keinem Erfolg geführt. Es ist sonderbar, wie wenig Leute es gibt, die man in solcher Bedrängnis um Geld fragen kann! Ein Onkel J. H.'s, der Vera nicht leiden mochte und die Heirat mit der «Mongolin» bekämpft hatte, sagte gerade heraus, was er dachte: «Ich glaube dir kein Wort von dem, was du mir über deine Börsenverluste erzählst. Wenn du mir gesagt hättest, wozu ihr, oder wahrscheinlich eher deine Frau, soviel Geld braucht, wäre ich vielleicht in der Lage, etwas für dich zu tun.» J. H. wußte in diesem Augenblick nichts vorzubringen, was Aussicht

gehabt hätte, wahr zu klingen, und damit hatte er seine Chance verpaßt.

Am nächsten Tag ist der 4. Juni und damit das Derby-Rennen. Er geht mit den letzten 100 Pfund, die er auf-treiben kann, zu diesem Treffen von Zigeunern und Prinzen und Buchmachern und edlen Pferden, erlebt dort den unglaublichen Zufall eines Wiedersehens mit Henriette Lamont und setzt auf ihren Rat seine hundert Pfund auf den Außenseiter «Nonpareil», der bei den Buchmachern mit 1:30 auf Plätze notiert ist. Nonpareil kommt als zweiter durchs Ziel und bringt J. H. 3000 Pfund herein. Dadurch ist er der Notwendigkeit entzogen, Unwiderrufliches zu tun. Er findet einen Weg, um seine Frau aus den Fängen ihres Lasters und dessen Nutznießer zu befreien und sie zu heilen.

Spekulation auf Zufall.

Zufall und Schicksal, die große Doppelrolle! Niemand zweifelt an der Unerforschlichkeit des Schicksals, aber der Zufall trägt seine Maske loser gebunden, und es gibt viele Forscher, die mit kühnem Griff ihn demaskieren wollen. Wie es vielleicht einmal möglich wird, die Züge seines Gesichts, aber nie seine Identität kennenzulernen, haben zuerst die Spieler angedeutet.

Wenn man beim Kartenspiel (Bridge, Jaß, Poker) ein schlechtes Blatt bekommt, kann dies als Zufall bezeichnet werden, was natürlich auch für gute Karten zutrifft, denn das Mischen und Abheben vor dem Geben sind ja scheinbar reine Zufallssachen. Wenn man aber einen ganzen Abend immer nur schlechte Karten erhält, ist dies eine Serie von Zufällen, die man eben wie andere Unerklärlichkeiten adhezudend hinzunehmen gezwungen ist. Dies geschieht besonders häufig bei Partnerspielen, das heißt da, wo man zusammen mit einem Partner gegen zwei andere zusammengehende Spieler spielt. Hier nun setzt die moderne Zufallsforschung mit der Beobachtung ein, daß solche Serien schlechter Karten besonders häufig bei Spielern in Erscheinung treten, die sehr rasch auf andere Menschen reagieren und ausgesprochene Sympathien oder Antipathien bilden. Kommt nun ein solcher Spieler durch das Los mit einem Partner zusammen, den er schon auf den ersten Blick «nicht leiden kann», dann besteht die größte Möglichkeit, daß er während des ganzen Abends schlechte Karten bekommen und mit diesem Partner

immer verlieren wird, auch wenn sie äußerst routinierte Spieler sind. Sei es, daß der sensitive Partner, unter dem Druck mit einem unsympathischen Menschen spielen zu müssen, beim Mischen und Abheben der Karten jene geheimnisvolle Gabe des «Hellfühlers» nicht anwenden kann, sei es, daß die Disharmonie zwischen den beiden Partnern das Glück auf andere Weise fernhält, — auf jeden Fall kann der feinfühlig eingeweihte sich vor konstanten Spielverlusten schützen, indem er dem Spiel überhaupt ausweicht, wenn es möglich scheint, daß er mit einem mißliebigen Partner zusammenkommt, oder indem er sich darin übt, Antipathien zu meistern.

Spiel und Zahl sind überhaupt die reichsten Fundgebiete für den Zufallsforscher. Im Jahre 1928 fuhr K., ein international bekannter Holzhändler, von Amsterdam nach Rotterdam. Er war ziemlich früh in Amsterdam weggefahren, und als der Zug sich Haarlem näherte, kam der Wunsch über ihn, diese schöne alte Stadt mit ihren vielen Türmen und Grachten, wie man die Kanäle in Holland nennt, wieder einmal zu besuchen. Er stieg in Haarlem aus und gab sein Handgepäck im Bahnhof in Verwahrung. K. ist einer der Männer, die kein Billett in die Tasche stecken, ohne zuerst die Nummer festzustellen. Der Gepäckempfangschein trug die Nummer 318. K. schlenderte eine Stunde lang durch die alten Winkel der Stadt, amüsierte sich über die Umständlichkeit ihres Verkehrswesens, die es zuläßt, daß fünfzig Automobile und hundert Fahrräder zu beiden Seiten eines Wasserlaufes warten müssen, bis in gemächlichem Tempo ein Schleppkahn unter der hochgezogenen Brücke durchgefahren ist, und trank irgendwo ein Gläschen Jenever. Dann fuhr er weiter. Im Zug traf er einen Bekannten, der ihm sagte, daß in Den Haag eine wichtige Versteigerung stattfindet, bei der K. keinesfalls fehlen dürfte. K. stieg also in Den Haag wieder aus und begab sich mit dem Bekannten ins Central Hotel. Im Versteigerungskatalog fand K. nur einen Posten Gabun Mahagoniholz, der ihn interessierte, und die Versteigerung dieses Postens sollte erst ziemlich spät am Nachmittag stattfinden. Irgendeine leichtfertige Anwendung führte K. in den Thé d'ansant, der im gleichen Hotel gegeben wurde. In der Garderobe gab er Hut und Mantel ab (sein Handkofferchen hatte der Portier des Hotels in Obhut genommen) und erhielt dafür eine runde Metallmarke. Ein wenig erstaunt stellte er fest, daß es Nummer 318 war.

(Schluß folgt)

Skiheil!

Sporthotel Schönegg
Adelboden
 Das heimelige Zweitklasshaus mit allem Komfort bietet Ihnen zu billigem Preis unvergleichliche Winterferien. Verlangen Sie Prospekt. Es lohnt sich!

Flims
 Fall Ferien mit Freude im sonnigen
 Postauto-Stunde von Chur. Skischule, Skilist, Geführte Skibummel, Eisfeld, Orchester. Auskunft Verkehrsbureau Flims

Sedrun Sporthotel Krone
 Das Skigebiet für den verwöhnten Fahrer. Immer Schnee, immer Sonne! Glänzend organisierte Skischule. Eigenes Orchester. Pension von Fr. 9.— bis Fr. 13.—.

Das KURHAUS
Rietbad
 TOGGENBURG
 im Säntisgebiet erfreut den Wintersportler durch sein zünftiges Skigebiet, seine bekannt gute Küche und seine günstigen Wochenarrangements ab Fr. 80.— inklusive Skischule! Verlangen Sie den neuen Prosp. (Tel. Nesslau 73.191)

ZUOZ
 der schneesichere Wintersportplatz im Engadin (1712 m ü. M.)
Hotels Castell und Concordia
 bieten Ihnen unvergeßliche Winterfreuden!

Hotel Holdener Oberiberg
 • ideales Skigebiet 1135 m ü. M.
 • Wochenpension Fr. 63.— u. 67.—
 • Autoboxen, Telefon Nr. 9

ScherkTips

Daßende, gepflegte Hände!
 Waschen Sie sich einmal mit Scherk Moos-Seife, nach 10 Minuten bemerken Sie, daß der feine Duft an Ihren Händen haften geblieben ist. Legen Sie die Seife zwischen Ihre Wäsche, dann duftet der ganze Schrank. Stück 1/75

Mystikum Puder
 der berühmte Scherk Puder. 1,25, 2,00, 3,00

Und für Ihre?
 Bringen Sie ihm einmal eine Flasche Tarr mit Tarr verwandelt die tägliche Tortur des Rasierens in ein Vergnügen. Das Brennen und Spannen hört sofort auf. Bakterien werden wirksam abgetötet und die Haut wird völlig weich und glatt. Flaschen zu 1,50, 2,25, 4,00, 7,50

SCHERK
 SCHWEIZER ERZEUGNIS

Scherk Gesichts-Wasser

Wirkungswortlich durchdringend, schmerzlos. Erzeugt Klugheit, weiltung für die Anwesenheit in schmerzlosen Nächten.

Auch Ihnen hilft es. Mitesser, Unreinheiten verschwinden vom Gesicht. Ein klarer, zarter Teint kommt hervor. Aber regelmäßig pflegen! Wer 30 Cts. Porto an Arnold Weyermann jun., Zürich 24, schickt, bekommt eine Probe. Bitte Adresse deutlich schreiben.

Scherk Gesichts-Wasser

Mein eigenes Haus

Teilen Sie uns bitte Ihre Wünsche und Ideen mit. Wir werden Ihnen gewissenhafte Voranschläge unterbreiten. Da wir Eigenheime (Villen, Chalets, moderne Holzbauten, Bungalows) in der ganzen Schweiz bauen, sind wir in der Lage, Sie zu Ihrem Vorteil beraten zu können. Verlangen Sie unsere illustrierte Broschüre, die Ihnen kostenlos zugesandt wird. Keine Distanz-Zuschläge für abgelegene Gegenden. Drei technische Bureaux in der deutschen Schweiz.

Winckler-Werke, Fribourg

Boillat 103



Wie hast Du nur eine Lebensversicherung machen können? Das täte ich nie!

„Nun, jeder nach seinem Gutdünken. Auf jeden Fall ist es die beste Kapitalanlage, die ich finden konnte. Denke nur an die Kreugeraktien, an den New-Yorker Börsenkraich, an die vielen Bankkonkurse und Nachlässe!

Bei der Lebensversicherung weiß ich aber,

1. daß die schweizerischen Lebensversicherungsgesellschaften durch das **Bundesgesetz vom 25. Juni 1930** verpflichtet sind, die Ansprüche ihrer Versicherten durch einen besonderen Fonds sicherzustellen. Dieser **Sicherungsfonds** muß getrennt vom übrigen Vermögen der Gesellschaft verwaltet werden.
2. daß die Anlagen der Vita zum größten Teil aus **I. Hypotheken, Staats- und Gemeinde-Obligationen, Pfandbriefen und Grundstücken** bestehen!

„Ja, aber weißt Du, der **Zwang** zu sparen, das liegt mir nicht!“

„Was willst Du: wenn Du Dich nicht selber zwingst, tust Du überhaupt nichts auf die Seite! Von Zwang ist übrigens nicht viel zu spüren. Der Beitrag für meine **Vita-Volks-Versicherung** wird jede Woche bei mir zu Hause abgeholt — ich könnte auch monatlich durch die Post zahlen, wenn ich wollte. Mein Beitrag ist Fr. 2.50 in der Woche, das garantierte Mindestkapital von Fr. 3100.— in 25 Jahren; und dazu noch der **Gewinnanteil**.

Verehrter Leser: Wie denken eigentlich Sie über die Lebensversicherung? Dürfen wir Ihnen zeigen, wie die Vita-Volks-Versicherung funktioniert? Wer weiß, vielleicht ist diese Sparversicherung gerade das, was Sie schon längst nötig haben? Der untenstehende Gutschein berechtigt Sie zum kostenlosen Bezug unseres Aufklärungsschriftchens.

V. Conzett & Huber, Zürich 4
Generalvertretung für die Vita-Volks-Versicherung

Ich wünsche kostenlos und ohne jede Verpflichtung genaue Angaben über die Vita-Volks-Versicherung. Z.J. 6

Name: _____ Beruf: _____

Adresse: _____ Alter: _____

Einsenden an: **V. CONZETT & HUBER, Morgartenstraße 29, ZÜRICH 4,**
Generalvertretung für die Vita-Volks-Versicherung.



Beide haben das gleiche Alter, nur scheint die eine 10 Jahre jünger

Von zwei Frauen gleichen Alters scheint häufig die eine viel jünger als die andere. Doch hat weder die eine noch die andere Falten, keine hat das erste weiße Haar. Von weitem haben sie das gleiche jugendliche Wesen.

Aber in der Nähe scheint die eine 10 Jahre jünger zu sein. Ihr jüngerer Gesicht, ihr frischer Teint belohnen sie für die Augenblicke, die sie jeden Tag darauf verwandte, ihrer Haut die Schmiegsamkeit und Jugend zu bewahren.

Verjüngung der Haut durch die nicht fettende Crème Malacéine

Nicht nur die Oberfläche der Haut, auch die innern Gewebe müssen gepflegt werden.

Die nicht fettende Crème MALACEINE setzt sich aus zwei Arten von Elementen zusammen: Die einen wirken an der Oberfläche und schützen die Haut vor den Einflüssen der Witterung; die andern gehen in die Tiefe und beleben das Wachstum neuer Zellen. Diese Durchdringung der Haut durch die nicht fettende Crème MALACEINE wird Ihrem Gesicht seine Jugend bewahren.

Crème non grasse
MALACÉINE

Sprich Ma-las-se-ihü



Aus 3 Gründen, Hallwiler Forellen

- 1 weil ihr Duft herrliche Tabake verrät,
- 2 weil ihre Form recht angenehm ist
- 3 und weil sie bei all ihrer Güte und Gehalt nur 10 Cts. kostet.



Zwickly

Näh- und Stickseide



Das Armbrustzeichen allein bürgt für Schweizerware!